Thomas Brooks. 2006. *Untersuchungen zur Syntax in oberdeutschen Drucken des 16.-18. Jahrhunderts* (Schriften zur deutschen Sprache in Österreich 36). Frankfurt am Main u. a.: Peter Lang. 282 S.

Elvira Topalovic

Westfälische Wilhelms-Universität
Germanistisches Institut
Johannisstr. 1-4
D-48143 Münster
topal@uni-muenster.de

Von Sonder- oder Umwegen, insbesondere von bayerisch-österreichischen Umwegen in der Entwicklung der neuhochdeutschen Schriftsprache war in der Frühneuhochdeutschforschung bis vor wenigen Jahren nur wenig die Rede. Die Beschreibung der überaus komplexen, langwierigen Aus- und Angleichungsprozesse war auf die dominante Rolle einer ostmitteldeutschen ‚Leitvarietät‘ und das gemeinsame ‚Endprodukt‘ fokussiert, eventuelle, zumal temporäre Eigenwege fanden kaum Beachtung. Mit seiner Studie erweitert Thomas Brooks nicht nur das Wissen um diese verschiedenen Entwicklungswege zum Neuhochdeutschen hin, sondern bereichert auch die historische Syntaxforschung um zahlreiche neue Erkenntnisse. Entstanden ist die Untersuchung im Rahmen eines von Peter Wiesinger geleiteten Forschungsprojektes (1998-2002), dessen Materialgrundlage ostoberdeutsche Drucke aus dem Zeitschnitt 1530-1765 bildeten. Ziel war es, diese von der Sprachgeschichtsforschung vernachlässigten Entwicklungswege der ostoberdeutschen Schreibsprache auf verschiedenen sprachlichen Ebenen nachzuzeichnen (vgl. Geleitwort des Herausgebers). Während mit Rössler (2005) die Bereiche Graphematik und Morphologie abgedeckt wurden, widmet sich Brooks in seiner Studie ausgewählten syntaktischen Phänomenen. Beide Autoren kommen u. a. zu dem Schluss, dass im 17. Jahrhundert in der ostoberdeutschen Schreiblandschaft sprachliche Eigenentwicklungen stattfinden, die auch als Ausdruck einer durch Reformation und Gegenreformation evozierten Konfessionalisierung der Schriftsprachen gedeutet werden können.

In seiner Einleitung nennt Brooks zwei wichtige Leitfragen. Es ist zum einen die Frage nach dem Verhältnis der ostmitteldeutschen und ostoberdeutschen Schreibtraditionen zueinander und zum anderen die Frage, ob die ostmitteldeutsche Schreibsprache „wirklich stets progressiv, normiert und normensetzend“, die ostoberdeutsche hingegen „stets konservativ und durch Bindung an die regionale Sprechsprache als überregionales Vorbild ungeeignet und damit zur Provinzialität verdammt“ gewesen sei (S. 11).

Brooks' Untersuchung umfasst acht Zeitschnitte – 1530, 1560, 1600, 1630, 1660, 1690, 1720 und 1765 – und basiert auf zwei Korpora. Das

ostoberdeutsche Hauptkorpus besteht aus 89 Drucken aus den österreichischen Landeshauptstädten Wien, Graz, Linz, Salzburg, Innsbruck und Klagenfurt und den bayerischen Druckorten München und Passau. Die angestrebte Dichte, dass jeder der acht oberdeutschen Druckorte in allen acht Zeitschnitten durch je zwei Texte, einen geistlichen und einen profanen, vertreten sein sollte, konnte auch aufgrund der Quellenlage zwar nicht erreicht werden (zu den genaueren Gründen siehe S. 11f.), dies dürfte die Ergebnisse jedoch nicht nennenswert verzerrt haben. Das Neben- bzw. Vergleichskorpus bilden insgesamt 14 ostmitteldeutsche Texte aus den fünf Druckorten Leipzig, Dresden, Zwickau, Wittenberg und Halle an der Saale. Trotz dieses unterschiedlichen Korpusumfangs, bei quantitativen Auswertungen sicherlich ein mögliches methodisches Problem (vgl. etwa S. 145), war die Entscheidung für ein eigenständiges ostmitteldeutsches Vergleichskorpus, nicht zuletzt aufgrund der Fragestellungen, durchaus berechtigt; so ermöglicht dieses, gerade bei schwierigen Erklärungsansätzen im ostoberdeutschen Korpus, wie noch zu sehen sein wird, korrigierend einzugreifen.

Warum aber die Unterscheidung in geistliche und profane Texte? Brooks begründet die Wahl der geistlichen Texte – explizit nennt er zunächst Predigten, Gebete und Andachtsbüchlein – mit den „im Untersuchungszeitraum herrschenden Lektüregewohnheiten“. Geistliche Texte „beherrschten den Büchermarkt bis ins 18. Jahrhundert hinein“ (S. 13), profane Texte würden die meisten Leser hingegen kaum rezipieren. Dieser angenommene Gegensatz in der Rezeption, und damit auch im Verbreitungsgrad und Adressatenkreis der Texte, wird von Brooks allerdings nicht als Begründung für die Unterscheidung geistlich vs. profan thematisiert. Zu den Letzteren gehört eine recht heterogene Sammlung „vom medizinischen Traktat bis zur Kanzleischrift, vom Festaktprotokoll bis zur Chronik“ (S. 13). Welche und wie viele Textsorten nun genau in den beiden Teilkorpora bzw. im Gesamtkorpus vertreten sind, bleibt letztlich unklar. Wiederholt spricht Brooks von einer Textsorte „Kanzleischrift“ (vgl. z. B. S. 16, 26) oder „Naturwissenschaft“ (S. 25) und erwähnt später etwa verschiedene „Subgattungen“ der Predigt, und zwar Kontrovers-, Leich- und Heiligenpredigt (S. 42). Hier wären sicherlich einige verständnissichernde Ausführungen zum angesetzten Textsortenbegriff, zu den kommunikativ-pragmatischen Merkmalen der zugrunde gelegten Texte (zumal es sich darüber hinaus auch allesamt um Drucke handelt) angebracht gewesen. Dies gilt umso mehr, als die Frage, ob die untersuchten syntaktischen Phänomene textsortenbedingt sein könnten, für diese Arbeit – neben der Sprachgeographie – konstitutiv ist (vgl. die Kap. 1.3.1., 2.5., 3.4., 4.1.4.1., 4.2.5., 5.2.3.4., die alle die Rolle bzw. den möglichen Einfluss der Textsorte behandeln). Ein Beispiel mag die Wichtigkeit dieser Frage

verdeutlichen. Das Pestbuch von Conradinus (1562) ist explizit „für den gemeinen Mann“ (S. 262) geschrieben und dürfte sich wohl auch aus diesem Grund nur schwer einem „Wissenschaftsstil“ zuordnen lassen (vgl. Brooks' Ausführungen S. 43). Auch eine mögliche methodische Unterscheidung etwa nach konzeptioneller Mündlichkeit/Schriftlichkeit thematisiert Brooks nicht, wenngleich er den geistlichen Texten wiederholt eine „stärkere Verwurzelung im Bereich des Mündlichen“ (S. 41) beimisst und in Kanzleitexten zum Beispiel prototypische Vertreter einer komplexeren „Schriftlichkeit“ sieht. Dass das „Oppositionspaar“ geistlich vs. profan tatsächlich fruchtbar ist, dürften laut Brooks die gewonnenen Erkenntnisse beweisen (dazu mehr unten).

Für die empirische Analyse hat Brooks verschiedene syntaktische Phänomene ausgesucht, die entweder offensichtlichen Wandelprozessen unterlagen, sprachgeographische Markiertheit vermuten ließen oder aber der bisherigen Forschungsliteratur evident widersprachen (S. 13). Nach Kapiteln geordnet sind dies:

- Satzkomplexität (Kap. 1),
- erweitertes Adjektiv- und Partizipialattribut (Kap. 2),
- Satzrahmen (Kap. 3),
- Folgevarianten bei Verbalkomplexen in Spannsätzen (Kap. 4),
- hypotaktische Satzverknüpfungsmittel (Kap. 5) – mit 77 Seiten das umfangreichste Kapitel – und
- „syntaktische Erscheinungen im unteren Frequenzbereich“ (Kap. 6), gemeint sind die *tun*-Periphrase, die Polynegation und die Prolepse in Elementarsätzen und Satzgefügen.

Die einzelnen Kapitel enthalten jeweils eine kurze Darstellung des Forschungsstandes mit möglichen Problemfeldern, die Ergebnisse der eigenen Korpusanalyse, die in Abhängigkeit von zwei Einflussfaktoren ausgewertet werden (des sprachgeographischen und des textsortenbedingten), und zahlreiche Visualisierungen in Form von Tabellen und Graphiken. Die statistischen, im diachronen Überblick gegebenen Ergebnisse, die Brooks präsentiert, müssen gerade in der relativ ‚syntaxarmen‘ Tradition der deutschen Sprachgeschichtsforschung als bereichernd angesehen werden. Die relativ unabhängig voneinander konzipierten Kapitel ermöglichen eine schnelle selektive Rezeption, dank Querverweisen werden zudem wichtige Übereinstimmungen oder auch Differenzen bei den einzelnen Auswertungen sichergestellt.

Welche neuen Erkenntnisse kann Brooks nun im Hinblick auf die Entwicklung der neuhochdeutschen Schriftsprache aus ostoberdeutscher Perspektive bieten? Zusammenfassend lässt sich zunächst sagen, dass nicht wie häufig dargestellt zwei, sondern drei Phasen zu unterscheiden sind, und zwar:

- (1) die Orientierung an überregionalen Vereinheitlichungstendenzen (16. Jahrhundert),
- (2) die Re-Regionalisierung (17. Jahrhundert) und
- (3) die Aufgabe der eigenen und Übernahme anderwärtig entwickelter schriftsprachlicher Standardformen (18. Jahrhundert) (vgl. S. 163)

Wichtige, hochinteressante Ergebnisse liefert Brooks für alle drei Phasen, doch gerade die zweite Phase, die Macha (2004) mit Verweis auf „eine sprachliche (und kulturelle) Divergenz erheblichen Ausmaßes“ in der Zeit von 1580-1650 gleichsam angekündigt hatte, verdient besonderes Augenmerk. Unter „Re-Regionalisierung“ werden all jene sprachlichen Entwicklungen verstanden, die quasi einen Rückschritt im Vergleich zu den Vereinheitlichungstendenzen und Normierungsprozessen des 16. Jahrhunderts bedeuten. Dazu zählt Brooks explizit (vgl. dazu Anm. 172, S. 163, und Anm. 222, S. 207 und S. 228):

- (1) die Wortstellung im zweigliedrigen und dreigliedrigen Verbalkomplex (4.1.3.2 und 4.2.6)
- (2) die als Relativum gebrauchte Partikel *so* (5.1.2.4)
- (3) temporales *wie* (5.2.1.1)
- (4) kausales *dann/denn* (5.2.2.3)
- (5) die *tun*-Periphrase (6.1.6)
- (6) die Polynegation (6.2.3)
- (7) die einfache Prolepse (Linksherausstellung, 6.3)

Schauen wir uns zwei Ergebnisse näher an. Für mögliche Stellungsvarianten beim zweigliedrigen Verbalkomplex gibt Brooks folgendes Beispiel:

- (1) wie übel es ihnen in Teutschland *ergangen sey* (Infinitum vor Finitum)
- (2) wie übel es ihnen in Teutschland *seye ergangen* (Finitum vor Infinitum)
- (3) wie übel es ihnen *seye* in Teutschland *ergangen* (Finitum ... Infinitum)

Entgegen der häufigen Meinung, dass die Folge Infinitum vor Finitum „spätestens seit 1600“ (Härd 1981: 169, zit. nach Brooks 2006: 81) als überregionale Sprachnorm gilt, kann der Autor zeigen, dass die im 16. Jahrhundert immer weniger gebrauchten Folgevarianten *FvI* und *F...I* in den ostoberdeutschen Drucken wieder zunehmen und in sieben Quellen zur Hauptvariante avancieren. Bezeichnenderweise handelt es sich um geistliche Texte (einer allerdings als profan, aber mit geistlichem Inhalt eingestuft), so dass Brooks gerade an dieser Stelle seinen grundlegenden sprachexternen Erklärungsansatz am ausführlichsten vorstellt (vgl. aber auch Kap. 6.4, S. 228). Geschuldet sei dieser Rückschritt „einer gegenseitigen kulturellen Abschottung, die ihre Spuren auch in der Sprache hinterlässt“ (S. 91). Wenn auch in einer Zeit religiöser (Macht-)Kämpfe diese Erklärung durchaus plausibel erscheint, gilt es dennoch diesen Schluss einzuschränken. Zum einen ist dieser Umweg in den oberdeutschen profanen, und damit auch in den kanzeleisprachlichen Drucken *nicht* eingetreten (vgl. Graphik 4b, S. 87) – hier ist zu fragen: warum nicht? Zum ande-

ren kommen diese Unterschiede auch im ostmitteldeutschen Vergleichskorpus vor, „wenngleich weit weniger stark ausgeprägt“ (S. 91). Es ist also zumindest in diesem Fall ein ostoberdeutscher Sonderweg, der nur von geistlichen Autoren und zudem nicht von der Mehrheit gegangen wird.

Das zweite Phänomen ist umso interessanter, als es nunmehr die Autoren der ostoberdeutschen profanen Texte, und zwar besonders der Kanzleitexte, sind, die verstärkt *so* als Relativpartikel gebrauchen (vgl. das Beispiel S. 132: *So wollen wir auch die Satzung / so wegen zueordnung ihrer Leut / vom Achten Aprilis diß Jars publicirt worden / hiemit genedigist auffgehebt [...] haben*). In geistlichen Texten stellt Brooks hingegen „eine Abneigung gegen diese Anschlussvariante“ fest (S. 133). Tatsächlich könnten in diesem Zusammenhang auch die letzten drei syntaktischen Fälle, die *tun*-Periphrase, die Mehrfachnegation und die Linksherausstellung, belegen, dass geistliche Drucke eher sprechsprachliche Marker aufweisen (siehe aber unten). Alle diese Sprachmerkmale sind auch in anderen Dialektgebieten, vor allem aber auch im ostmitteldeutschen Vergleichskorpus (wenn auch im Schnitt weniger häufig) zu finden. Daher kann es sich bei den oben gelisteten syntaktischen Phänomenen – wohl mit Ausnahme von subordinierendem *dann* (vgl. S. 198) – nicht um einen Katalog mit Schibbolethcharakter handeln, der es ermöglichen würde, jeden frühneuhochdeutschen Text problemlos einem ‚katholischen‘ resp. ‚protestantischen‘ Sprachtypus zuzuordnen, auch wenn dieser sprachgeographisch-religiöse Unterschied schon im 17. und 18. Jahrhundert unter zeitgenössischen Gelehrten heftig diskutiert wurde (vgl. die Einleitung in Tauber 1993). Mit anderen Worten können wir nicht davon ausgehen, dass es sich bei all diesen genannten syntaktischen Phänomenen um *bewusst* gesetzte ‚katholische‘ Kategorien handelt, die im gesamten ostoberdeutschen Sprachraum und in allen Kommunikationsbereichen wie Institution, Religion und Wissenschaft, „in denen Wirklichkeit interpretiert und in Texten mitgeteilt wird“ (Kästner, Schütz & Schwitalla 2000: 1606), dominiert hätten. Gleichwohl ist es von Fall zu Fall durchaus möglich, dass eine durch kulturelle Konfessionalisierungsprozesse ausgelöste Rückbesinnung auf regional markierte sprech- und schreibsprachliche Varianten (und nur diese können es letztlich sein), die zudem von Autoren mit Vorbildfunktion gebraucht wurden, konfessionell *umgedeutet*, also katholisch resp. protestantisch konnotiert werden konnten. Ob jedoch im syntaktischen Bereich ein Pendant etwa zum lutherischen *e* (vgl. dazu die zeitgenössischen polemischen Auseinandersetzungen in Tauber 1993: 268ff.), das einen eklatanten Gegensatz zur ostoberdeutschen Sprechsprache darstellt, zu finden ist, scheint eher unwahrscheinlich. Die durch die obigen Ausführungen bereits angedeutete Komplexität der ostoberdeutschen Re-Regionalisierung – diese ist allerdings, wie Brooks beweist, ein Faktum – lässt eine mono-

kausale Erklärung nur schwer zu. Selbst *innerhalb* dieses (wohl nur bedingt so zu nennenden) abgegrenzten oder ‚abgeschotteten‘ ostoberdeutschen Sprachraums sind differierende inner- und außersprachliche Einflussfaktoren erkennbar (vgl. dazu auch Rössler 2005: 358ff.).

Wie aber sieht es mit den übrigen syntaktischen Entwicklungen aus, die nicht der Re-Regionalisierung, sondern einer allgemeinen, um nicht zu sagen gemeinsamen Entwicklung zugeordnet werden können? Betrachten wir auch hier zwei Beispiele näher. In Kapitel 1 wertet Brooks den Hypotaxe- und Parataxeanteil in seinem Korpus aus und sieht den aktuellen Forschungsstand diachron betrachtet bestätigt:

„Die Dreiteilung des Untersuchungszeitraums in eine noch eher sparsam von der Hypotaxe Gebrauch machende Reformationszeit, ein die Satzkomplexität forciertes Barockzeitalter und eine wieder stärker auf Klarheit und Einfachheit bedachte Epoche der Aufklärung findet hier ihre Bestätigung.“ (S. 22)

Allerdings ist der Unterschied zwischen dem höchsten Wert (59,3 % in 1630) und dem niedrigsten (50,8 % in 1560) mit 8,5 % relativ flach, wie Brooks selbst bemerkt; doch auch ein Wert von 53,9 % in 1660 stellt einen erklärungsbedürftigen Bruch dar, da eine stetige Zunahme der Satzkomplexität angenommen wird. Eine getrennte Betrachtung nach geistlichen und profanen Texten ergibt zumindest Klarheit für die geringe Schwankungsbreite. Es sind die profanen Texte, die in den Zeitschnitten 1600-1720 über eine höhere Satzkomplexität verfügen als in den Zeitschnitten davor und danach; vor allem die Kanzleixtexte zeigen erwartungsgemäß einen überdurchschnittlichen Hypotaxeanteil, und zwar ohne große diachrone Unterschiede. Die geistlichen Texte jedoch unterliegen keinen größeren Schwankungen (z. B. 48,8 % in 1530 und 48,1 % in 1765). Dennoch sind die geistlichen Texte insgesamt gesehen nicht homogen, es findet sich sowohl ein geistlicher Text mit 71,7 % Hypotaxeanteil, und zwar bereits im Jahr 1603, als auch einer mit lediglich 18,6 % (1668) (vgl. S. 23). Der sprachgeographische Vergleich mit dem ostmitteldeutschen Korpus zeigt ein ähnliches Ergebnis, allerdings „scheinen die ostmitteldeutschen Autoren etwas stärker zur Hypotaxe zu neigen als die oberdeutschen“ (S. 26). Als Erklärung, warum die geistlichen Texte die Entwicklung wohl nicht ‚kompromisslos‘ mitgehen, nennt Brooks ihre Nähe zur Mündlichkeit (vgl. S. 41). Die gravierenden Unterschiede zwischen einzelnen geistlichen Texten vermag dies nicht befriedigend zu erklären.

Auch die Ergebnisse zum erweiterten Adjektiv- und Partizipialattribut (siehe Kap. 2) sperren sich einer einfachen Erklärung. Ausgewertet wurde das Vorkommen von Konstruktionen, die folgenden Typen entsprechen: a) *die ime gebührende Ehr*, b) *der zu seuffzen niemal gewohnte Helden=Geist*, 3) *die auf der Donau herabreisende[n]* (vgl. dazu S. 34). In einigen geistlichen Texten

werden solche Konstruktionen, die sich in die zunehmend zentripetalen Grammatikalisierungstendenzen des Deutschen einreihen, gar nicht gebraucht. Andererseits „gibt es aber eine Reihe geistlicher Texte, deren Werte nicht nur weit über denen anderer geistlicher Texte liegen, sondern ebenso über denen der meisten profanen Texte“ (S. 42); zumindest lässt sich sprachgeographisch festhalten, dass ostmitteldeutsche Prediger Adjektiv- und Partizipialattribute nur „unterdurchschnittlich“ verwenden (S. 47).

Festzuhalten ist, dass es dem Autor mit seinen diachronen Überblicken zu verschiedenen syntaktischen Phänomenen gelungen ist, neue, modifizierende oder aber auch bestätigende Befunde für die historische Syntaxforschung zu liefern, auch wenn einige Erklärungsansätze nicht immer unproblematisch waren und methodische sowie streckenweise terminologische Schwächen zu finden sind. Zu den Letzteren seien etwa der eher Verwirrung stiftende synonyme Gebrauch von Aspekt und Aktionsart genannt (auch wenn z. B. „lexikalischer Aspekt“ durchaus möglich gewesen wäre), die ungenauen Ausführungen zum „Vorfeld“ und zur „Verletzung einer grammatischen Norm“ (S. 223) im Zusammenhang mit Linksherausstellungen. Hier ist zum einen wohl das Vor-Vorfeld gemeint, zum anderen kann das Vorfeld tatsächlich mit mehr Satzgliedern besetzt werden. Auch dass mehrfach von Ausklammerungen die Rede ist (z. B. beim Attribut oder Satzrahmen, Kap. 2 und Kap. 3), widerspricht zum Teil den präsentierten Daten, die jahrhundertelange Grammatikalisierungs- und Normierungsprozesse belegen. Ausklammerungen oder „durchbrochene Rahmen“ können jedoch erst angesetzt werden, wenn diese Prozesse nahezu beendet sind und gerade nicht in Phasen der Varianz, vor allem nicht in den frühen.

Schließlich belegt die Studie, dass neben idiosynkratischen, textsortenspezifischen und sprachgeographischen Einflussfaktoren auch die vom Autor mehrfach angesprochene „Autonomisierung“ der Schriftsprache in Betracht gezogen werden muss, die zu einer Loslösung von sprechsprachlichen Merkmalen führt. Gerade im Bereich distanzsprachlicher syntaktischer Strukturen wie der Hypotaxe, dem erweiterten Attribut oder relativ gebrauchtem *welch*- und finalem *damit* belegt Brooks eine progressivere Entwicklung im Süden – und nicht etwa im Norden – und sieht damit in der oberdeutschen Schreibsprache noch wichtige „Impulse für die Herausbildung einer überregionalen Schriftsprache“ (S. 236).

Literatur

- Kästner, Hannes, Eva Schütz & Johannes Schwitalla. 2000. Die Textsorten des Frühneuhochdeutschen. In: Werner Besch u. a. (Hg.). *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*. 2. Halbband (HSK 2.2). Berlin, New York: Walter de Gruyter, 1605-1623.
- Macha, Jürgen. 2004. Konfession und Sprache: Zur schreibsprachlichen Divergenz um 1600. In: Klaus Mattheier & Haruo Nitta (Hg.). *Sprachwandel und Gesellschaftswandel – Wurzeln des heutigen Deutsch. Studien des deutsch-japanischen Arbeitskreises für Frühneuhochdeutschforschung*. München: iudicium, 161-176.
- Rössler, Paul. 2005. *Schreibvariation, Sprachregion, Konfession. Graphematik und Morphologie in österreichischen und bayerischen Drucken vom 16. bis ins 18. Jahrhundert* (Schriften zur deutschen Sprache in Österreich 35). Frankfurt u. a.: Peter Lang.
- Tauber, Walter. 1993. *Mundart und Schriftsprache in Bayern (1450-1800). Untersuchungen zur Sprachnorm und Sprachnormierung im Frühneuhochdeutschen* (Studia linguistica germanica 33). Berlin, New York: Walter de Gruyter.